



Ao.Univ.Prof. Mag. Dr. Franz Kolland

Promotion und Habilitation an der Sozial- und Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien.

Seit 1998 Außerordentlicher Professor für Soziologie an der Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien. Leiter der Forschungsgruppe Sozialgerontologie am Institut für Soziologie.

Mitglied verschiedener internationaler wissenschaftlicher Netzwerke, u.a. Sprecher des Arbeitskreises Geragogik der Deutschen Gesellschaft für Gerontologie und Geriatrie; Mitglied der Task Force der EU zur Umsetzung des UN-Weltaltensplans; Beiratsmitglied der Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie.

Zahlreiche Publikationen zu den Forschungsschwerpunkten: Tertiärer Bildungssektor, Altersbilder und Generationenbeziehungen, darunter: „Studieren im mittleren und höheren Alter. Eine empirische Studie zu Wirkungen und Bedingungen wissenschaftlicher Weiterbildung“, Frankfurt a.M. 2000; gem.m. Rosenmayr, L.: „Altern in der Großstadt – Eine empirische Untersuchung über Einsamkeit, Bewegungsarmut und ungenutzte Kultur Chancen in Wien“, Opladen 2003; „Bildungschancen für ältere Menschen – Ansprüche an ein gelungenes Leben“, Münster 2005; gem.m. Künemund, H.: „Work and Retirement“. In: Bond, J., Peace, S., Dittmann-Kohli, F., Westerhof, G. (Hrsg.). Ageing in Society. 3rd Edition. London: Sage Publications 2007.

Adresse:

Institut für Soziologie

Rooseveltplatz 2

1090 Wien

Email: franz.kolland@univie.ac.at

Wohnbedürfnisse im Alter

Kolland Franz

Die Wohnung und die unmittelbare Wohnumgebung sind im höheren und höchsten Lebensalter wichtige Lebensräume. Die demographische Alterung rückt die Wohnbedürfnisse älterer Menschen ins Zentrum wissenschaftlicher und öffentlicher Diskussionen. Gezeigt werden können hinsichtlich der Wohnformen für ältere Menschen Veränderungen in den Bedürfnissen. Dies liegt daran, weil neue Generationen ins Alter kommen. Die Wohnmöglichkeiten für ältere Menschen beschränken sich heute nicht mehr auf die Alternative „Daheim oder Heim“. Neben den traditionellen Wohnformen geraten neue, innovative Modelle in den Blickpunkt. Wohnen im Alter reicht von privatem Wohnen aktiver, gesunder Menschen bis zu betreuten Wohngruppen für Pflegebedürftige.

Wohnbedürfnisse und Wohnwünsche von Menschen im Alter sind – ähnlich der Situation in anderen Altersstufen - unterschiedlich. Dies hängt damit zusammen, dass ältere Menschen unterschiedliche Lebens- und Wohnenerfahrungen hinter sich haben und auch Prozesse des Alterns individuell verlaufen. Deshalb gibt es im Alter keine Wohnform, die für alle gleichermaßen ideal ist. Studien zeigen hier auch, dass in der Wohnzufriedenheit zwischen in privaten Wohnungen lebenden Menschen und Heimbewohnern kaum Unterschiede gegeben sind.

Wohnfragen im höheren Lebensalter umfassen sehr unterschiedliche Aspekte des Lebens. Soziale Aspekte (Kontakte, Anregung) sind ebenso wichtig wie privates Leben und Selbstbestimmung oder die räumlich-dingliche Gestaltung der Wohnung. Von den räumlichen Faktoren her gesehen, sind Bedingungen günstig, die die Menschen veranlassen, teilzunehmen. Verhalten im Alter ergibt sich immer aus der Wechselwirkung zwischen gegebenen Kompetenzen (z.B. Gesundheit, Sensorik, geistige Leistungsfähigkeit) und räumlich-sozialen Umweltbedingungen (z.B. Qualität der Wohnbedingungen, Verfügbarkeit eines Fahrstuhls, Entfernung zur nächsten Haltestelle). Gelungene Anpassung (im Alter) setzt bei hohem Umwelt- druck (etwa schlechter Beleuchtung) eine hohe Kompetenz (z.B. gutes Sehvermögen) voraus. Mit herabgesetzter Kompetenz des älteren Menschen steigt jedenfalls der Einfluss von Umweltmerkmalen.

In den Alternswissenschaften befasst sich die *ökologische Gerontologie* mit dem Älterwerden und Altsein in der räumlich-sozialen Umwelt. Diese ist einerseits Voraussetzung für den Lebensvollzug, andererseits wird sie als Mittel zur Alltagsgestaltung genutzt. Die ökologische Gerontologie befasst sich sowohl mit den sozial definierten räumlichen Umfeldern des alltäglichen Lebensvollzugs alter Menschen als auch mit deren raum-bezogenen Verhaltensweisen. Eine Hypothese in diesem Zusammenhang ist, dass eine große Zahl alltäglicher Interaktionen mit anderen Menschen durch die Nutzung des räumlichen Kontextes reguliert wird. Der Alltag jedes Menschen ist also immer in räumlich-soziale Kontexte eingebettet. Einerseits bildet unsere Umwelt eine Voraussetzung für die Lebensbewältigung, auf der anderen Seite gebrauchen wir unsere Umwelt als Mittel zur Alltagsgestaltung. Räumlichkeit ist eine Wesensbestimmung des menschlichen Daseins, denn ohne Umwelt- und Raumbezug ist menschliches Leben nicht vorstellbar.

Ausgehend von einer empirischen Erhebung in deutschen Pflegeheimen, dass BewohnerInnen in Pflegeheimen 87% ihrer Wachzeit innerhalb des Hauses oder im dazugehörigen Außenbereich verbringen, 67% aller Aktivitäten in den eigenen Zimmern stattfinden, 10% in den Tages- und Aufenthalts-räumen und 9% auf den Korridoren, ist die räumliche Umgebung des Heims für ihre Handlungen von Bedeutung. Die (privaten) Zimmer spielen eine Schlüsselrolle in Hinblick auf die institutionellen Lebensbedingungen; Flure im Heim sind nicht nur „Ver-

kehrflächen“, sondern auch Aufenthaltsorte und soziale Treffpunkte für die BewohnerInnen. Nach der „Environmental docility“- bzw. Umweltfügsamkeitsthese von Lawton und Nahemow nimmt mit der herabgesetzten Kompetenz alter Menschen der Einfluss von Umweltmerkmalen auf das Verhalten zu. Kompetenzverluste stellen in Kombination mit ungünstigen Wohnbedingungen eine Risikosituation dar. Von daher gilt es Bedingungen zu schaffen, die zu einer Kongruenz bzw. Passung zwischen Zielen, Wünschen und Bedürfnissen der Person und den Gegebenheiten und Beschränkungen der Umwelt führen („Person-Environment-Fit Theorie“)? Im Pflegeheim geht es dabei sowohl um Barrierefreiheit als auch um Anregungen.

Welche Wohnangebote werden zukünftig gefragt sein?

Aus neueren empirischen Untersuchungen in der Schweiz geht hervor, dass sich rund 60% der zu Hause lebenden älteren Menschen noch keine Gedanken über einen altersbedingten Wohnwechsel gemacht haben. Nur eine kleine Minderheit hat sich schon gründlich mit einem Wohnungswechsel befasst. Eine Veränderung dieser Einstellung ist erst bei den Hochaltrigen, d.h. den über 80-Jährigen gegeben.

Welche Wohnwünsche haben nur ältere Menschen? 30% der älteren Menschen wollen, sollte es notwendig sein, in eine kleinere Wohnung übersiedeln. Ähnlich hoch ist der Anteil an älteren Personen, die sich vorstellen könnten, in einer speziellen Altenwohnung zu leben. Erwünscht wäre auch, sollte es finanziell möglich sein, in eine Seniorenresidenz zu ziehen (27%). Wohnen im Altenheim ist für 15% der Befragten eine Denkvariante, sollte ein Wohnungswechsel notwendig sein. Und rund 11% nennen die Wohngemeinschaft als Möglichkeit des Wohnens in der Zukunft.

Zu den neuen Wohnformen gehört gemeinschaftliches Wohnen. Gemeinschaftliche Wohnformen haben Vorteile, weil sie gegenseitige Hilfe und Unterstützung ermöglichen, vermehrte Anregungen und Kontakte, aber auch Einsparungen durch gemeinsames Haushalten. Umgekehrt stellt gemeinschaftliches Wohnen hohe Ansprüche, nicht allein, was geeignete Wohnräume betrifft, sondern auch bezüglich sozialer Kompetenzen der Bewohner. Voraussetzung ist eine gemeinschaftliche Haltung, die weit über jene einer unverbindlichen Nachbarschaft hinausgeht. Ein häufiges Grundproblem bei vielen Projekten liegt darin, dass sich ältere Menschen primär für das Wohnen, jedoch weniger für die Gemeinschaft interessieren.

Es steigt jedenfalls der Anteil der Personen, die ein gemeinschaftliches Wohnen allgemein positiv einschätzen. 1986 waren dies in der Schweiz 18% und 2002 waren es 49%. Erwartungsgemäß befürworten primär Befragte ein gemeinschaftliches Leben, die ein Zusammensein mit anderen Menschen als wichtig erachten. Hingegen variiert die konkrete Bereitschaft zum Leben in einem gemeinschaftlichen Haushalt kaum nach Geschlecht, Alter, aktueller Wohnlage oder Zivilstand. Auch die meisten allein lebenden älteren Menschen bevorzugen das Alleinleben gegenüber einem gemeinschaftlichen Leben. Die Einstellungsunterschiede nach sozialen Merkmalen (Bildungsniveau, familiale und nichtfamiliale Netzwerke) sind ebenfalls gering, mit Ausnahme, dass mit steigendem Haushaltseinkommen die Ablehnung dieser Lebensform ansteigt.